

WERNER DERUNGS · ZUG

Carl Spitteler und der Tod

»Fast allgemein wird man heutigentags sagen hören, ein plötzlicher und ein rascher Tod sei das Wünschenswerte. Was will das heißen? Es will heißen, daß man den Gedanken an den Tod von sich schieben und den Tod selbst so weit wie möglich aus dem Leben hinausschieben will. Man möchte leben, als gäbe es keinen Tod, und wenn er dann doch kommen muß, so laß ihn rasch und plötzlich kommen, dann ist es ja doch fast so, als wäre er nicht da. Seltsame menschliche Lebensklugheit, wie geschickt verstehst du es, den Tod zum Narren halten zu wollen – und wie grauenhaft verstehst du es, dich selbst zu betrügen ...«

Kierkegaard

Der Dichter Carl Spitteler (1845–1924), dessen Geburtstag sich 1995 zum 150. Mal jährt, ist heute gewiß zu Unrecht fast vergessen; der große Epiker, Träger des Nobelpreises für Literatur 1919, wird auch jetzt noch einen aufgeschlossenen Leser ungemein bereichern.

Zudem aber eröffnet die Beschäftigung mit ihm, der nur ein halbes Jahr jünger war als Friedrich Nietzsche, einen erschreckenden Einblick in das Denken und Empfinden einer Generation von hochbegabten Persönlichkeiten, die sich radikal vom (bürgerlichen) Christentum abgewendet haben. Betrachtet man diese Denker isoliert, dann ist man versucht, vom Bankrott des Protestantismus zu sprechen – wobei, wie natürlich, dieser Bankrott allerhand Gläubiger mit in den Ruin reißt; man denke da nur an die desolote Situation der katholischen Kirche in der Schweiz.

Des Dichters Ausgangspunkt auf dem Weg zur entschiedenen Ablehnung des Christentums ist ein emotionaler: Es ist die Begegnung des Kindes mit dem Tod.

Carl Spitteler verfügte über ein Gedächtnis, das die Erinnerungen auch der allerfrühesten Kindheit behielt. Nach dem Tod seiner Mutter (seiner eigentlichen Zwillingseele) hat der Dichter 1914 diese *Meine frühesten Erlebnisse* aufgeschrieben und herausgegeben, ein Büchlein, das außerordentlichen Aufschluß bie-

tet über die Erlebniswelt eines Kleinkindes, ja Säuglings, wichtig und staunenerregend für jeden Interessierten, dem diese frühe Epoche des Lebens eben verschlossen ist.

Spitteler selber bekennt immer wieder, daß die Erlebnisse seiner Kindheit, insbesondere wohl diese frühesten, sein Leben und sein dichterisches Werk geprägt haben. Lesen wir sein erzählerisches Werk, so staunen wir nicht nur über den Reichtum der Sprache, sondern wohl vor allem über die Fülle der geschilderten Einzelheiten, eine wahre Ernte der Wirklichkeit, die der Epiker eingebracht hat. Doch wird man gewiß auch die Färbung des seelischen Spiegels entdecken, auf dem sich alle Dinge abbildeten.

Die erste Aura der Dinge ist Liebe, Seligkeit, Wonne, Glück; und so faßt der Dichter (den manche Literaten auch zu den Humoristen zählen) später die Welt des einjährigen Kindes zusammen: »*Viel Gras und Liebe.*« Der Kern, sozusagen das Kraftzentrum dieser Liebe, welche die Welt einfärbt, ist die Großmutter; wie ein Magnetfeld breitet sich ihre Liebe über die Umgebung aus, und wird das Kind aus diesem Kraftfeld hinausgetragen, so verlieren die Dinge ihren Sinn und werden nichtssagend.

Aber Liebe ist nicht die einzige Farbe der kindlich erlebten Wirklichkeit. Früh schon scheint Gefahr auf; Verrat lauert; Schrecken blitzt auf, ja Entsetzen drängt sich in die Seele. Aufschlußreich ist folgendes Erlebnis des Drei- oder Vierjährigen:

»Aus der Brauerei kam mit fröhlichem Gesicht ein Bote, der Großvater lasse drüben auf dem Kegelplatz ein Schwein schlachten und wir seien alle eingeladen zuzusehen. Mama schlug die Einladung aus, uns Buben führte der Vater auf den Festplatz. Sie machten nämlich alle festliche Gesichter, drüben in der Brauerei, als wir ankamen ... Mit einem Male sprang eine Tür auf, und, von zwei Knechten auf dem Boden fortgeschleift, erschien ein abscheulich schreiendes, scheußliches Schwein. Das packten sie am Schwanz und an den Ohren und warfen es auf einen Schragen. Schon das war gräßlich anzusehen, zum Herzerbarmen. Und wie mir vollends der Gedanke einfiel, daß jetzt gleich diesem lebendigen Geschöpf sollte ein Messer in den Hals gestochen werden, packte mich jählings das Entsetzen. Entsetzen im buchstäblichen Wortsinn: ich lief erbärmlich schreiend davon, einerlei wohin, nur möglichst weit weg, damit ich nicht ansehen und anhören müsse, wie das arme Tier hingemordet wird.

Auf der blinden Flucht geriet ich in die Nähe der Luftschächte des Brauhauses, unergründlich tiefer, schwarzer Löcher, die oben offen standen. Eilends holte mich mein Vater ein und hielt mich fest. Unmöglich, aus seinen starken Händen fortzukommen. Ich konnte nur zittern und schreien. Ihm wieder gelang es nicht, mich in die Nähe des Richtplatzes zu ziehen. Zu verzweifelt, zu krampfhaft sperrete ich mich. Ich tat wie wahnsinnig. Schließlich wurde ihm unheimlich bei meinem rätselhaften Toben ...«

Was geschieht? Mit schauriger Gewalt drängt sich der Tod ins Bewußtsein. Das Kind muß erkennen, daß dieses Ende unausweichlich ist. Diese Vernichtung ist eingelassen in die Welt – ein fürchterlich gähnendes Loch, ein Nichts, das alles Seiende überzieht, ein Negatives, das alles Glück bestimmt, ohne Vorbehalt, unfaßbar, endgültig und häßlich. Wie grauenhaft betrogen sich der Mensch vorkommt, dem die wonnige Liebe, die schöne Welt Seligkeit versprochen hatte, das mag die

beschriebene Szene zeigen. Ein Wort bezeichnet alles: »Ich tat wie *wahnsinnig*«. Es ist natürlich nicht authentisch der Erinnerung entnommen; der Wahnsinnige erkennt seinen Zustand ja nicht; vielmehr werden die Zeugen des Vorganges das Verhalten des Kindes so charakterisiert haben: »Du hast getan wie lätz« (verkehrt) oder »wie verrückt« oder eben »wie ein Wahnsinniger« (der Dichter selbst benützt rückschauend den Begriff »Entsetzen« »im buchstäblichen Wortsinn«, also ent-setzen). In der Tat kann die Gegenwart des Todes in der existierenden Welt nicht anders denn als Wahnsinn erlebt werden, als Widerspruch an sich, als absurde Leere.

Dieses Erlebnis färbt fortan die Welt des Dichters Carl Spitteler ein. Man hat von »Pessimismus« gesprochen; doch der Begriff ist zu schwach. Es ist vielmehr der schärfste, immerwährende Protest gegen den Tod, und dieser Protest weitet sich folgerichtig aus in Haß, Haß auf einen Schöpfer, der solches gemacht hat, der solcher Tücke fähig war, daß er ins Paradies den Abscheu einbaute; und er gibt diesem Schöpfer den Namen, den das Christentum dem bösen Feind gibt: »*Die Welt ist vom Teufel gemacht.*« Immer wieder wird in Spittelers epischem Werk dieser Protest laut:

»Allein am jüngsten Tage, der geschehen mag,
Am Tage des Gerichts, am Allerseelentag,
Wenn durch den Schöpfungsgraus der Schrei ›Erlösung‹ läutet,
Die Pest des Daseins heilt ...
Dann werd ich alle Seelen, die auf Erden je
Gelitten Leibeslebensnot und Todesweh,
Um mich versammeln und in langen Reihenschnüren
Vor ihres Peinigers erbleichend Antlitz führen:
...
›Sieh da die Opfer deiner Schöpfung! Siehe sie gekommen,
Dich zu richten ...‹«

Prometheus der Dulder

Dies ist die entschiedene Abkehr von den christlichen Vorstellungen, die Spitteler in sechs Jahren Theologiestudium in Zürich, Heidelberg und Basel von Grund auf kennengelernt hat. Radikaler als der um ein halbes Jahr ältere Nietzsche, der sein »Gott ist tot!« drei Jahre nach Spittelers großem Erstlingswerk *Prometheus und Epimetheus* als kämpferische Herausforderung proklamiert, läßt Spitteler das Christentum, diese »herrschende Unwahrheit«, vollständig hinter sich. Bestärkt wird schon der Student in diesen Ansichten durch seinen Basler Lehrer, den berühmten Jacob Burckhardt, der ihm wiederholt bekennt: »Es ist eine böse Welt ... Erzählen Sie's unbedenklich weiter, ... daß ich nichts glaube ... Die Idee Gottes? Wenn ein Tier das andere auffrißt?«

Jacob Burckhardt war, wie der Zürcher Gottfried Keller, klug genug, das Christentum nicht in aller Öffentlichkeit frontal anzugreifen; Gottfried Keller wendete seine Feindschaft taktisch gegen den Katholizismus, der sich damals in der Schweiz im Sonderbund politisch exponiert hatte (»Hussa! hussa! die Hatz geht los! ... Sie kommen, die Jesuiten!«), und so blieb der Dichter in der allgemeinen

Zürcher Meinung seiner Zeit geborgen. Spitteler dagegen wurde zum einsamen Außenseiter.

Zunächst erfuhr er schmerzlich die Abwendung seines Vaters. Der hielt ihm nach den Vorgängen beim Schlachten des Schweines das Beispiel des jüngeren Bruders vor, der sich so »verständnis und mutig« benommen habe ... Seinen Ältesten beobachtete der Vater, der energische, vitale Mann, der erfolgreiche radikale Politiker, fortan mit Zweifel und Mißtrauen: »Welch seltsamen, lebensfremden Sonderling ziehe ich da auf? Statt tüchtig seine Stellung im Staate aufzubauen, weicht er mir aus – ins Pfarrhaus, zu den schöngeistigen Wienern Widmann; er schwärmt und verträumt in den Wäldern seine gute Zeit – ein Kuckucksei habe ich ausgebrütet ...« – (Der ehemalige Zisterziensermönch Widmann aus Wien hatte sich mit seiner Familie in Liestal/Baselland als protestantischer Pfarrer niedergelassen; sein außerordentlich begabter Sohn, Joseph Viktor Widmann, wurde später Redaktor an der angesehenen freisinnigen Berner Tageszeitung *Der Bund*). – Jedem Jüngling wird diese grundsätzliche Distanz des Vaters zur Lebenskrise. Fremde, gute Menschen retten ihn, die Familie Rüeegger in Luzern, Verwandte der Aargauer Lyrikerin Sophie Hämmerli-Marti, die später dem Dichter eine verständnisvolle Freundin sein wird.

Die Isolation ist ein furchtbares Schicksal des Dichters, der auf Gedeih und Verderb von der Sprachgemeinschaft abhängt. Ist ihm zu helfen, da er doch selbst voll Verachtung auf jene hinunterschaut, die sich mit dem Tod abgefunden, die sich in der bürgerlichen Welt behaglich eingerichtet haben, deren Religion auf irrationalen Vorurteilen und auf Toleranz gründet und nur mit dem pragmatischen Prinzip des Kompromisses aufrechterhalten wird, eine christliche Gesellschaft, welche die Anklage, die von Golgotha ausgeht, gar nicht wahrnimmt, ein kirchliches Establishment, welches den, der die Vertreibung aus dem Paradies mit furchtbarer Deutlichkeit erlebt, meidet? (Die gesellschaftliche Isolation des jungen Dichters kommt erschütternd zum Ausdruck in dem kleinen Roman *Imago*, den man als Spittelers *Werther* bezeichnen könnte; die Tiefenpsychologen gaben ihrer Zeitschrift den Namen nach diesem Werk.) Und seine elitäre Haltung schafft dem Dichter in der forschen, jungen Schweizer Republik unter dem »Fähnlein der sieben Aufrechten« keine Freunde. Was nützt die Wahrheit des Todes, auf die er hinweist, wenn sie unerträglich ist?

»Das sah er – hätt er's lieber nicht gesehen: wehe!
 Die Ecke sah er, woherum aus dieser Welt
 Die Straße in die finstre Schlucht der Wahrheit fällt.
 Zwar sah er nicht der Wahrheit auf den Grund und Boden,
 Allein ein Hauch entstieg der schwarzen Schlucht, ein Broden!
 Vor dem Geruch prallt er entsetzt zurück mit Schaudern,
 Und konnte doch die Füße nicht vom Flecke zaudern.
 Halt! Sieh: was wälzt, was krümmt sich dort? Ich rat vergebens.
 O Mitleid! helft mir schrein: das heilige Tier des Lebens!
 Wie groß! Wie edel! Welch ein herrlich Formgefüge!
 Und »göttlich« sagt der Stempel seiner Mienenzüge.
 Doch Jammer! Krank! An Schwären und an Beulen siecht's.

Und lahm und kraftverlustig auf dem Bauche kriecht's
 Indes was seh ich? Welch ein Greuel rätselhaft!
 Es legt sich, bläht sich auf, sein Eingeweide schafft!
 ›Halt ein! Wehr deinem mörderischen Mutterschoß,
 Der Seuche nur gebärt und Unglückskinder bloß.«

Prometheus der Dulder

Derselbe Dichter, der von der Schönheit der Dinge, vom »goldnen Überfluß der Welt« berauscht ist, der immer wieder von fassungslosem Staunen überwältigt wird, der uns ein Tal, einen Morgen, ein Meeresufer, die Kammer schlafender Kinder oder eine junge Göttin, die einem zeichnenden Hirtenbub kosend durch die Haare streicht, in berückenden Worten schildern kann, derselbe Dichter stürzt immer wieder in solche Momente, wo er den Vorhang von Form, Spiel und Schein des Lebens aufreißt und die nackte Wahrheit erblickt – und da flucht er, da schleudert er seinen Fluch hinaus gegen das Unheil, das Elend, den Untergang. Hinter dem sonnigen Vordergrund von Liebe, Wonne, Seligkeit nimmt sich der Tod doppelt schaurig aus, das hohle Nichts: Anlaß zum Wahnsinn.

Behelfsmäßig richtet sich der Kluge ein. Das Schicksal kommt ihm zu Hilfe; es beschert ihm Reichtum, eine Villa in Luzern, eine friedliche Familie; die Alltagsorgen sind behoben; Erfolg stellt sich ein, sogar der Nobelpreis; eine Rede in Zürich trifft glücklich den patriotischen Nerv der Heimat, und Beliebtheit ist ein schöner Lohn.

Innerlich bleibt die klare Erkenntnis: Die Welt ist mit Leid durchtränkt. »*Kein Ort auf Erden, wo kein Klagesenfer quölle.*« – Katholiken denken an das »Tal der Tränen«, aus dem heraus sie seufzend und weinend das Gebet der Hoffnung aufsteigen lassen; aber hoffnungslos ist der Protest dessen, der sich mit spontanem Entzücken ganz der Welt zugewandt hat, die doch nach dem Wort des Reformators »des Teufels ist«, und zwar samt ihrer Schönheit, ihrer Lust, ihrem Glück.

Wie versöhnt man's? Wie kann der Dichter leben über diesem Abgrund des Nichts, den er kennt und bekennt?

Wohl legt er sich einen weltanschaulichen Trost zurecht: »Es wird zuletzt auf eine Art Wiedergeburt herauslaufen ... einen Ersatz dieser schrecklichen Existenz durch Ruhe und Versöhnung ...« (Dieser buddhistische Spekulation ist wohl auch heute weit verbreitet.) – Bekannt ist Gottfried Kellers Pantheismus mit seinem hymnischen Vertrauen in die »Natur«, das besonders schön am Schluß der *Novelle Romeo und Julia auf dem Dorfe* zum Ausdruck kommt, einer wahren Verklärung des Todes. – Erträglich wird jedoch beiden Dichtern, Spitteler wie Keller, der Widerspruch in ihrer Biographie, der Widerspruch zwischen dem tiefsten, erlebten Bewußtsein der Isolation und dem heftigsten Bedürfnis nach Anerkennung und Geborgenheit, zwischen Lebenslust und Todeswissen letztlich nur dank der Flucht in den Humor.

Humor, der gesellige, beliebte, versöhnliche, Menschen gewinnende. Soll man nun den Humor Lebensweisheit nennen? Wäre Spittelers Leutseligkeit, Spittelers Geduld und Milde einfach Altersweisheit? Betört er damit nicht die unbefangenen Freunde, beschwichtigt die treuherzigen Verehrer? Befriedigt er mit dem großartigen Satz »*Mein Herz heißt ›Dennoch.*« nicht einfach das ästhetische Bedürfnis der

Literaten? Täuscht er mit all diesen liebenswürdigen Eigenschaften nicht uns Leser über eine schreckliche Wahrheit, um die keiner herumkommt: den Tod?

Auf die Beschäftigung mit Dichtern und Denkern, die in schonungsloser Deutlichkeit die Verlorenheit einer Welt vor Augen führen, welcher die christliche Hoffnung fehlt, kann der gebildete Christ eigentlich nicht gut verzichten; die Tragik, die er dabei erblickt, muß reinigend sein.